

Damals im Aktivdienst

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pionier : Zeitschrift für die Übermittlungstruppen**

Band (Jahr): **32 (1959)**

Heft 12

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-564909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reduktion der Flugwaffe?

Kürzlich ging eine Meldung durch die Presse, worin auf die Verzögerung der Flugzeugbeschaffung hingewiesen und unter anderem die Frage aufgeworfen wird, ob unsere Flugwaffe in Anbetracht der hohen Kosten, die sie verursacht, und in Anbetracht der Diskussion um das Gesamtbudget für die Landesverteidigung nicht auf etwa 250 Flugzeuge reduziert werden muss. Es ist verständlich, dass der Bundesrat, dem zurzeit sowohl das «Grünbuch», das heisst ein Plan zur Reorganisation der Armee von seiten der Landesverteidigungskommission als auch eine vom Bundesrat verlangte billigere Variante zur Prüfung vorliegen, die Flugwaffenprobleme nur im Gesamtrahmen betrachten kann. Andererseits muss es ganz klar sein, dass die Flugwaffe nicht nur die teuerste, sondern auch die wirksamste Waffe unserer Armee ist. Sie ermöglicht eine starke Feuerkonzentration zur praktisch beliebigen Zeit und am beliebigen Ort. Sie ist überdies vorläufig unsere einzige Fernkampfwaffe. Die ausländischen Heere rechnen mit 100 taktischen Flugzeugen, die NATO angesichts der geringen Zahl ihrer Divisionen sogar mit mehr, während wir bereits mit dem heutigen Stand von 400 Frontflugzeugen mit einem Durchschnitt von 25 Kampfflugzeugen pro Division und Brigade auskommen müssen. Dies ist zur wirksamen Unterstützung der heute so wichtigen Mittellandverteidigung ein absolutes Minimum. Die zur Verfügung stehenden Militärkredite müssen daher so aufgestellt werden, dass auf eine noch weitere Reduktion der Flugwaffe verzichtet werden kann. Es geht dabei keineswegs um Waffen-Chauvinismus, sondern in erster Linie darum, dass der Erdtruppe die unbedingt notwendige Unterstützung aus der Luft erhalten bleibt.

neuen Organisation des Nachschubes (dezentralisierte Lagerhaltung) sehr klar Rechnung getragen worden. Man erkennt unschwer, dass die Festungen, sofern ihre Bewaffnung modernisiert wird (Lenkwaffen), unter diesem Gesichtspunkt eine neue Bedeutung gewinnen können.

4. Was aber bewegt werden muss, muss besonders geschützt werden; in der Luft geschieht dies durch Geschwindigkeit, auf der Erde durch Panzerung. Es ist offenbar besser, ein Minimum von hochqualifizierten Waffen als Elite zu besitzen, als das Mehrfache davon ungepanzert und ungeschützt.

Es scheint, dass das allgemeine politische und militärische Denken einige Schwierigkeiten zu überwinden hat, bis es diese Totalität des modernen Krieges und im besonderen die Totalität der Feuerwirkung realisieren kann. Man hat in allen Ländern, die sich vor allem auf den atomar-operativen Krieg vorzubereiten haben, realisiert, dass Panzer notwendig sind und die Verstärkung der eigenen Feuerkraft, um in den kurzen Fristen, in denen die Waffen überhaupt in Stellung gebracht und bedient werden können, ein Maximum an Wirkung zu erreichen. Insofern trägt man dem technischen Charakter des Krieges Rechnung. Nur zögernd aber

nimmt man seine Totalität wahr, nimmt man also wahr, dass nicht nur die Armee als Spitze der Nation im Kriege stehen wird, sondern die ganze Pyramide derselben. Der wirtschaftlichen Landesverteidigung, die bei uns klar konzipiert ist, steht die erhöhte Trägheit im Wege, wie sie als Folge der Hochkonjunktur sich einstellt. Über die Wachheit unserer Nation gegenüber den schleichenden Infiltrationen der psychologischen Propaganda wollen wir uns keinen Illusionen hingeben. Und vollends konnten wir in jüngster Zeit an der Abstimmung über den Zivilschutz zahlenmässig ablesen, ein wie kleiner Teil unseres Volkes sich über die Totalität des Krieges Gedanken zu machen gesonnen ist.

Wo liegen die Gründe für diesen Widerspruch, der besteht zwischen der allgemeinen Faszination durch die Waffen und Geräte des technisierten und totalen Krieges und dieser überraschenden Unschlüssigkeit, wenn es darum geht, sich gegen ihn zu schützen? Wir sehen vorerst einmal drei Gründe von sehr verschiedener Art.

Einmal einen stimmungsmässigen Grund: man glaubt nicht an den Krieg. Man vertraut darauf, dass das Gleichgewicht zwischen Russland und Amerika ein Garant des Friedens ist.

Zweitens: man hält für den Fall des totalen Krieges alle Massnahmen ohnehin für zwecklos.

Drittens: die Kosten der Landesverteidigung erscheinen als nicht mehr

Damals im Aktivdienst

Der Doppelsitz

Es war in der dritten Manövernacht bei schauerhaftem Wetter. Gegen 0300 waren wir in Reichenau mit den Fahrzeugen und Geschützen in Fliegerdeckung gegangen. Ich schlief im Fond des PW, erwachte aber gegen 0400 wegen einem dringenden «menschlichen Bedürfnis». Dieses im durchnässten Gras zu erledigen, war unmöglich, hatten wir doch den vollen «Kriegsschmuck» auf dem Leib. So suchte ich ein nicht verschlossenes Haus, fand ein solches und landete während der absoluten Verdunkelung im Schlafzimmer des Besitzers. Er erklärte mir den Weg zum dringend gesuchten «Örtchen».

Im Stockfinstern dort angekommen, deponierte ich das «Rössli»geschirr (die Patronentaschen enthielten blinde Munition, Zigaretten und saure Bonbons). Darauf legte ich den «Kaput», darauf den Waffenrock. Nach Erledigung meines «Geschäftes» zog ich die Uniformstücke in umgekehrter Reihenfolge wie-

der an, zuletzt das Lederzeug mit dem Bajonett. Das heisst, ich kam nicht ganz so weit... Als ich den Mantel mühsam übergezogen hatte, tastete ich vergeblich nach dem spurlos verschwundenen «Rössligeschirr». Es war einfach nicht mehr da. Nach langem Herumtasten in dem unappetitlichen Ort wusste ich nicht mehr wie vorher. Mit Mühe und Not gelang es mir, ein nasses Zündholz zu kurzem Aufleuchten zu bringen – und erlebte den Schock meines Lebens! Das benützte WC (bzw. nur 00, nicht WC) war... doppelsitzig. Ich hatte meine Utensilien auf das zweite Loch gelegt. Zum Überfluss hörte ich, dass unsere Motoren ansprangen, wir mussten zu neuem Einsatz weiter. Entsetzt eilte ich mit losem Mantel zum Feldweibel. Dieser bekam einen Lachkrampf, von dem er sich gar nicht mehr erholen konnte.

In der Zwischenzeit hatte Ueli, das Kompanie-Kalb, die Situation erkannt. Von irgendwoher kam er mit einer Heugabel, fand die unterirdische «Tresortüre», hinter der

meine Waffe und Zubehör lag, fischte alles heraus und warf es in den Dorfbrunnen. Die Zigaretten, sauren Bonbons und, ich gestehe es nun, auch die blinde Munition flogen dorthin zurück, wo sie zuletzt hergekommen waren.

Unter der nächsten Fliegerdeckung tranken der Feldweibel, Ueli und ich je drei grosse Cognac.

Kan. Burgauer, Mot.Ik.Kp.30

Die Brücke

Am 10. Mai wurden Holland und Belgien überfallen, und der Einmarsch in Frankreich begann. Die Schlacht im Westen entbrannte.

Die Grenz-Brigade ist seit zwei Tagen alarmiert. Heute am 16. Mai 1940, wurde der Bereitschaftsgrad erstmals etwas herabgesetzt. Das hatte zur Folge, dass die Horch- und Beobachtungsposten sowie die Einsatzdetachements am Rhein teilweise reduziert und aus ihren Löchern und Unterständen in die normalen Quartiere zurückgenommen werden können. So sieht man denn überall die Männer gruppen- und grüppchenweise

tragbar; man befürchtet von solchen Militärausgaben eine Senkung des Lebensstandards. Es ist nicht glaubhaft, aber leider wahr, dass eine

minime Senkung des Lebensstandards (oft an die Wand gemalt und noch nie eingetroffen) mehr schreckt als die Vorstellung des hilflosen Untergangs.

Kann der Einsatz von Atom-Munition gegen die Schweiz verhindert werden?

Von Oberstkorpskommandant G. Züblin

I. Teil

Es würde gesunden Überlegungen widersprechen, wenn die Armeeführung eines nicht mit Atomwaffen ausgerüsteten Landes sich in ihren Anstrengungen darauf beschränken würde, Massnahmen zu ergreifen, um die eigenen Verluste nach Möglichkeit herabzusetzen und einen eingebrochenen Feind zurückzuwerfen oder wenigstens aufzuhalten. Der Beschluss der eigenen Streitkräfte oder anderer wichtiger Ziele mit Atom-Munition stellt eine derartige Gefährdung dar, dass alles unternommen werden muss, um den Feind an der uneingeschränkten Verwendung dieser Art Munition zu verhindern. Jedes zeitgerecht ins Ziel gebrachte Atom-Geschoss dürfte Verluste in der Grössenordnung von ungefähr einem Bataillon oder einer Abteilung

zur Folge haben. Folglich wäre die wirksamste Gegenmassnahme die, den Beschluss durch eigene aktive Massnahmen zu verunmöglichen.

Um ein Atom-Geschoss ins Ziel zu bringen, bedarf es entweder eines Geschützes, einer Rakete mit entsprechender Abschussrampe oder eines Flugzeuges. In allen drei Fällen ist es einfacher, den Waffenträger am Boden zu vernichten als das Atom-Geschoss, die Rakete oder das mit Atom-Munition beladene Flugzeug in der Luft. Die Hauptanstrengung hat sich daher gegen eben diese Bodenziele zu richten (Geschütze, Abschussrampen, am Boden auf Flugplätzen abgestellte Flugzeuge) und gelingt es, diese oder einen Teil derselben auch nur unter Verwendung herkömmlicher Munition zu treffen, so ist zur Entlastung der eigenen Truppen

Ein lesenswertes Buch

Unter dem Titel «Damals im Aktivdienst» ist im Rascher-Verlag in Zürich ein lesenswertes Buch erschienen, das wohl wie kein anderes eine Sammlung prächtigster Erinnerungen aus dem Aktivdienst vereint und so zum besten Spiegelbild jener Jahre geworden ist, das wir kennen. Autoren waren keine Träger irgendwelcher ziviler oder militärischer Würden, sondern Soldaten und Offiziere aller Grade, also die Kameraden, die in jener Zeit links und rechts von uns waren. Sie erzählen Begebenheiten, die sie besonders beeindruckten; neben den Possen eines «Kompaniechabes» stehen die erschütternden Berichte über die Todesfälle unserer Wehrmänner, Flieger erzählen von ihren Kämpfen mit fremden Bombern und Jagdflugzeugen, Füsiliere von ihren Begegnungen mit fremden Soldaten. So reiht sich Geschehnis an Geschehnis und das Buch wird zu einem lebendigen Bekenntnis unserer Landesverteidigung, das auch heute unverändert in uns ist, wie damals im Aktivdienst . . . (Beachten Sie bitte die Auszüge aus diesem Buch auf diesen Seiten.)

und Einrichtungen mehr erreicht, als durch die Schaffung von noch so vielen Deckungen, in denen man sich nicht ständig aufhalten kann. Schon mit einer Beeinträchtigung des feindlichen Beschusses, auch wenn er nur teilweise verhindert werden kann, ist um so mehr gewonnen, je mehr der Feind darauf ausgeht, seinem ganzen Angriffsplan die Wirkung seiner Atom-Geschosse zugrunde zu legen.

aus den Wäldern treten und dem Dorfe zu marschieren.

Irgendwie herrscht eine dumpfe Stimmung. Der Himmel ist tiefschwarz. Unwirklich weiss stehen die Blütenbäume da. Die ersten Tropfen spritzen in den bleiern Wassern des Flusses. Dann setzen auch schon Blitz und Donner ein, und das blütenschwere Land erzittert.

Ich gehe auf das Kompaniebüro. Ich habe mich kaum hingesetzt, da donnert es zweimal kurz hintereinander dumpf und gewaltig. Das Haus erzittert, die Möbel verschieben sich und krachend fällt die halb offene Türe ins Schloss.

«Heiliges Gewitter!» sagt der Feldweibel und schaut bestürzt auf die sauber geschriebene Mannschaftskontrolle, über die sich das umgestürzte Tintenfass ergiesst.

Dann aber streckt auch schon der würdige Wachtmeister Rapold seinen Kopf zwischen den Geranienstöcken durch das Fenster und meldet aufgeregt: «Herr Hauptme, ich glaube, eusi Brugg isch i d'Luft gfloge!»

Wir eilen auf die Strasse und rennen in den Obstgarten hinter dem Haus. Die Sicht zur Thurbrücke ist durch Wald verdeckt. Von dort aber, wo sie liegen muss, treibt eine

schmutzig-gelbliche Wolke träge dem Rhein zu.

Glücklicherweise ist ein Auto bei der Hand. Wer gerade da ist, steigt ein. Der Wagen saust durch den grünen Auwald. Keiner spricht ein Wort, aber alle denken das gleiche: Die Brückenwache — —! Ihre Baracke ist in den ersten Bogen der Brücke eingebaut! Sieben Mann sind es, die Ältesten der Kompanie, alles Bauern, alle verheiratet.

Während ich so denke und nicht glauben mag, was ich fürchte, kommen wir zum Fluss. Wahrhaftig — die Brücke ist weg. Das heisst, sie liegt in mehrere Stücke zerschlagen im Wasser. Der Pfeiler aber, in welchem die Unterkunft der Brückenwache eingebaut ist — dieser Pfeiler ist stehen geblieben!

Wie ich aussteige, kommt mir einer entgegen. Es ist der Joost. Das Blut läuft ihm über das Gesicht, mitten drin aber brennt der obligate Stumpfen. Sorgfältig nimmt er ihn aus dem Mund und grüsst. — «Die andern?» frage ich hastig. — «Alli gsund!» sagt Joost und strahlt. Dann kommt es, dass wir uns plötzlich die Hände schütteln. «Herrgott —» sagt Joost, und «Herrgott!» sage ich.

Damit ist diese Seite der Angelegenheit erledigt. Jetzt kommen auch die andern aus

der Baracke. Etwas hinkend der eine, mit blutendem Kopf der andere. Doch alle mit heilen Gliedern. Nur einer liegt noch auf der Pritsche, schaut mit grossen Augen nach der Decke und ist vorläufig noch nicht zu sprechen.

«Der Chlapf ist ihm in die Knochen gefahren!» meint einer entschuldigend. Weiss Gott, es ist auch nichts Alltägliches, wenn einem sozusagen über dem Kopf einige hundert Kilogramm Trotyl explodieren . . .

Wie es eigentlich gekommen sei, frage ich. Alle reden jetzt durcheinander, können aber eigentlich nicht mehr sagen, als dass sie in der Baracke sassen und jassten — dann blitzte und krachte es, und sie flogen mit Stuhl und Karten unter den Tisch und erlitten durch die herumsausenden Splitter der Fensterscheiben mehr oder weniger harmlose Schnittwunden. Im übrigen wurden sie durch den stehen gebliebenen, massiven Brückenpfeiler vor dem Druck der Detonation und den Sprengsplittern geschützt.

«Aber der Posten auf der Brücke?» frage ich.

«Ja — der Huber», sagt einer, «der stand anfänglich, wie gewohnt, auf der Brücke; als aber der Regen kam, verzog er sich an das